Buchbesprechungen = Book reviews

Autor(en): **Ackerknecht, Erwin H. / Koelbing-Waldis, Vera / Haffter, Carl**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Gesnerus : Swiss Journal of the history of medicine and sciences**

Band (Jahr): **43 (1986)**

Heft 3-4

PDF erstellt am: **04.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Buchbesprechungen/Book Reviews

Roger Mayer, *La Policlinique universitaire de médecine de Genève et son histoire*. Genf 1986, 165 p., 55 ill. (auch in Rev. Méd. Suisse Romande 105: 563–728, 1985).

Kollege Roger Mayer hat den Rücktritt des Professors Jean Fabre als Professor der Genfer Medizinischen Poliklinik, in der er selbst einst gewirkt hat, zum Anlass gewählt, die 110jährige Geschichte dieser Institution niederzuschreiben. Er teilt seinen Stoff in drei Abteilungen: juristische Geschichte, Baugeschichte, Menschen (Chefärzte und Patienten). Die Poliklinik wurde zusammen mit der Universität 1876 gegründet. Ihr Wert als Lehreinrichtung scheint dabei im Vordergrund gestanden zu haben, während dies ja bei vielen anderen Polikliniken die Rolle der ambulatorischen Armenversorgung war. Eine Reihe gesetzlicher Neuordnungen, vielleicht manchmal zu sehr im Detail diskutiert, gipfelten in dem Gesetz von 1980, das vor allem auch den neuen Subspezialitäten Rechnung tragen musste.

In den 110 Jahren hat die Poliklinik vier Lokale gehabt: 1876 bis 1889 Rue des Chanoines (ein enteignetes Kloster), 1889–1901 das Hôpital Cantonal, 1901–1953 ein eigenes Gebäude Avenue du Mail und ab 1953 der allbekannte grosse Bau am ehemaligen Chemin des Cygnes. Das dritte Kapitel gibt in aller Kürze einen sehr eindrucksvollen Querschnitt durch die Patientenbevölkerung. Und Skizzen der ersten zehn Professoren: F. Vulliet (1876–88, entlassen), L. Reveillod (1889–99), A. Mayor (1899–1917), G. Humbert (1917–1929). G. Bickel (1929–1946), Eric Martin (1946–1970), J. Fabre (1970–1986). Diese sind außerordentlich lebendig, bisweilen vielleicht etwas zu enthusiastisch.

Dies ist ein wertvoller Beitrag zur Geschichte der wahrscheinlich immer bedeutungsvolleren Polikliniken. Es ist bewundernswert, was für eine Masse wertvoller Informationen der unermüdliche Verfasser allein in die Fußnoten hat einfließen lassen.

Erwin H. Ackerknecht

Louis Lewin, *Durch die USA und Canada im Jahre 1887*. Ein Tagebuch. Herausgeber: Bo Holmstedt und Karlheinz Lohs. Akademie-Verlag, Ost-Berlin 1985. 212 p., 41 I11.

Diese verdienstvolle Publikation eines Reisetagebuches von 1887 hat nicht nur einen, sondern drei Aspekte, die sie lesenswert machen. Erstens ist es die

Beschreibung einer Reise, die der berühmte Toxikologe Louis Lewin (s. meine Notiz über ihn in Gesnerus 36: 300–302, 1979), damals ein 37jähriger MD, mit seinem Onkel 1887 zwischen dem 11. August und 20. September durch die USA und Canada machte. Die Reiseroute war New York, Niagara Falls, Montreal, Vancouver, San Francisco, Kansas City, Washington DC, Philadelphia, Pittsburg, Detroit, Boston, New York. Es ist unglaublich, was Lewin in der kurzen Zeit gesehen hat, und der Vergleich von Veränderungen und Fortschritten heute sehr interessant. Der Bericht ist auch – trotz des zeitbedingten pathetischen Stils – sehr leserlich. Lewin war stark beeindruckt z. B. durch die herrlichen Landschaften, den Luxus von gewissen Hotels, Schiffen, Zügen und die überwuchernde Reklame, die Hilfsbereitschaft von Institutionen (Smithsonian) oder Firmen (z. B. Standard Oil). Er war abgestoßen z. B. durch das permanente Spucken, die schlechte Küche, Gaunereien und Tugendheuchelei.

Medizingeschichtlich sind interessant die Beschreibungen der miserablen Medizinschulen (die Wende in den USA kam ja erst nach 1910), der Opiumsucht in San Francisco und des Internationalen Medizinischen Kongresses in Washington DC, den der Unermüdliche auch noch schnell mitnahm. Auch studierte er Ekzeme bei Standard-Oil-Arbeitern, und Parke, Davis & Cie. gab ihm Peyotl-Samen mit, die ihn berühmt machen sollten (Antalonium Lewini).

Und schließlich als drittes zeigt sich uns der sonst unbekannte Mensch Louis Lewin als liebender (dichtender) Vater und Gatte, überraschend frommer Jude und überzeugter Deutscher. Letzteres überrascht niemanden, der diese verjagte oder ausgerottete Gruppe der deutschen Juden noch gekannt hat. Dabei bleibt Lewin aber, bei aller Kritik der USA, doch zivilisiert, anerkennend, daß die erstrebenswerten «wahren Menschen» überall gleich selten sind. Eingeleitet wird das Buch durch den etwas gekürzten Essai von Bo Holmstedt, dem Lewinkenner, aus der kleinen Gedenkschrift von 1982 (s. m. Besprechung in Gesnerus 1982, Nr. 3–4) und abgeschlossen durch eine Bibliographie Lewins. Der Druck der Illustrationen ist manchmal bedauerlich schmierig. Erwin H. Ackerknecht

Dr. med. Elisas Haffter, Bezirksarzt und Sängervater, 1803–1861. *Tagebuch 1844–1853,* bearbeitet von C. Haffter und Hermann Lei sen. Quellen zur Thurgauer Geschichte. Frauenfeld 1985. 2 Bde., 1319 S.

1976 hat Prof. C. Haffter aus dem Zürcher Studententagebuch seines Urgroßvaters von 1923 eine hervorragende kleine Monographie veröffentlicht.

Jetzt hat er sich zusammen mit Hermann Lei sen., dem Weinfelder Ortshistoriker, an die integrale Veröffentlichung der anderen noch erhaltenen Tagebücher von Elias Haffter von 1844–1853 gemacht.

In diesen täglichen Aufzeichnungen eines Landarztes spielt die *Medizin* natürlich eine zentrale Rolle: Besuche (oft 20 am Tag in den ziemlich weit auseinander liegenden Dörfern des Thurgaus), Audienzen (Sprechstunden, oft 40 Patienten am Tag), Korrespondenz (als Amtsarzt), Rezeptur (Herstellung der verschriebenen Rezepte), das ist das tägliche Lied. Haffter erscheint hier als gewissenhafter, kompetenter, sehr teilnahmsvoller Arzt.

Aber mit Recht wird er schon im Titel auch der *Sängervater* genannt. Denn hier, im Singen und Organisieren des Volksgesangs, lag sein eigentliches, tiefstes Interesse, «meine einzige Lebensfreude», wie er selbst schreibt. Nie wird etwas Medizinischem im Tagebuch so viel Platz gewidmet wie den unzähligen Singvereinsübungen und Sängerfesten (auch Schützen- und Jugendfesten). Fast jeden Abend wird in einem der zahlreichen Wirtshäuser Quartett gesungen (gleichzeitig natürlich auch Bier getrunken, gekegelt, Skat gespielt). Die ihn oft bedrängende Heiserkeit ist für ihn darum so wichtig.

Nicht genug mit täglicher Praxis und Singen war Haffter ja auch noch *Amtsarzt*. Dies erklärt wohl zum Teil die zahlreichen Autopsien und Impfungen, Hebammenunterricht, Viehseuchenbegutachtungen und Apothekenrevisionen, die im Tagebuch vorkommen. Und er muß ja, wenn möglich, auch noch zur Beerdigung einer Patientin oder Bekannten gehen. Die Haupttodesursachen scheinen Tuberkulose (Phthise oder Meningitis) oder Pneumonie bei Älteren, auch Apoplexie. Unterleibstyphus ist nicht selten. Pocken sind durchaus noch nicht ausgestorben. Der Impfzwang ist ja erst zehn Jahre alt. Malaria wird noch erwähnt. Auch zahlreiche Hysterikerinnen fehlen nicht.

Chirurgisch kommen vor allem eingeklemmte Hernien, Knochenbrüche und Abszesse vor. Auch sehr viel Schwergeburten mit häufigem Gebrauch der Gebärzange. Am 8. März 1847 benützt dieser Landarzt bereits die Äthernarkose, am 3. Februar 1848 Chloroform.

Therapeutisch war Aderlaß auch für Haffter noch eine Panazee, außer bei Älteren. Auch ließ er oft den Schröpfer kommen. Haffter war auch in der Standesbewegung sehr aktiv: z. B. 18 Jahre Präsident der Werthbühlia. Die Konkurrenz unter den Ärzten, auch bei den zahlreichen Konsultationen, machte ihm auch persönlich viel Ärger, von den «Paramedizinern» (darunter auch ein Henker) nicht zu reden.

Sehr zeitraubend (und im Tagebuch platzraubend) war Haffters Tätigkeit als *Schulpräsident* und *Erziehungsrat*, Kirchenvorsteher und Vizepräsident des *Bezirksgerichts*. Er war auch aktiv in der Gemeinnützigen Gesellschaft. Und das Tagebuchschreiben (ca. 600 Druckseiten pro Jahr) erforderte auch seine Zeit!

Jedes Jahr wird eine einwöchige Ferienwanderung gemacht. Im Notfall mähte Haffter auch in der Ernte.

Es ist überraschend, daß dieser bewundernswerte, aber enorm überlastete Mann (fast keine Nacht ungestörter Schlaf!) immerhin das Alter von 58 erreicht hat. Sicher half ihm, daß er echt fromm war, was ihn allerdings auch zu häufigem Moralisieren im Tagebuch veranlaßt.

Die etwa 500 Berichte über die Sonntagspredigt werden übrigens in den fünfziger Jahren kürzer, dafür die über Autopsien und Konsultationen länger. Nach dem, was Haffter auf seinen langen Fahrten las: E. Sue, Gotthelf, Zimmermanns Geschichte), zu urteilen, war er ein gebildeter Mann, der auch ab und zu selbst dichtete.

Was an *Politik* vorkommt, ist im wesentlichen «Kirchturmspolitik». Sogar über die Gesamtschweizer Politik hören wir nur relativ wenig, von Deutschland oder Frankreich nicht zu reden, wo es immerhin zwei Revolutionen gab. Die berüchtigten *Hochwässer* der Thur von 1846 und 1851 werden sehr plastisch geschildert. Die Straßen müssen entsetzlich schlecht gewesen sein, und es regnete und schneite sehr häufig bei den Krankenbesuchen. Haffter hatte natürlich eine Chaise und einen Kutscher, lief aber auch sehr viel sowie auch seine Familie.

Was die Familie betrifft, so lebte Haffter wirklich noch in einer anderen Welt als der unseren, der Welt der Großfamilie. Er selbst hatte 15 Kinder, von denen 9 das Erwachsenenalter erreichten. Er liebte seine Kinder sehr, nahm sie auch gern mit zu seinen Krankenbesuchen. Ergreifend ist die Schilderung des langsamen Sterbens seines Töchterchens Susanne 1846. Er besuchte seinen alten Vater in einem Nachbardorf fast jeden Tag. Überhaupt war das ein stetes Besuchen der zahlreichen Geschwister, Vettern und Basen und von Freunden und Mithonoratioren (viel Pfarrer). Bei der Lektüre der Tagebücher wird einem erst klar, wie einsam wir geworden sind.

In seiner Ausgabe des ersten Tagebuchs (von 1823) schrieb C. Haffter: «Die Lektüre des vollständigen Tagebuchtextes wäre ermüdend und unübersichtlich, da sich das ganze Jahr hindurch die Aufzeichnungen über die alltäglichen Vorkommnisse wiederholen. Es wurden deshalb nur einzelne Teile ausgewählt.» Diese Technik hätte wahrscheinlich auch diese Tagebü-

cher einem größeren Leserkreis zugänglich gemacht. Die jetzige Technik ist natürlich authentischer, «fotografischer», aber für den Durchschnittsleser schwieriger. Erwin H. Ackerknecht

P. H. Schrivers, *Eine medizinische Erklärung der männlichen Homosexualität aus der Antike* (Caelius Aurelianus De morbis chronicis IV 9), B. R. Gruner Verlag, Amsterdam 1985. 75 p. DM 25,–.

Dies ist ein 75 Seiten langer, altphilologischer Kommentar zu den 4 Seiten des Caelius Aurelianus über männliche, passive Homosexuelle und Tribaden (weibliche aktive). Caelius Aurelianus hält beide für krank, aber mehr seelisch (Unfähigkeit, übermäßige libido zu kontrollieren) und lehnt sie moralisch ab. Die Kommentare (meist Zensuren – Zensuren geben scheint eine Berufskrankheit von Altphilologen) beziehen sich meist auf drei echte Leistungen: die Caelius-Aurelianus-Übersetzung des leider jung verstorbenen T. Drabkin, Temkins Übersetzung von Soranos' Gynäkologie und E. Leskys Dissertation von 1951. Von gewissem Interesse für den Nicht-Altphilologen ist vielleicht die Diskussion über das Verhältnis des Caelius Aurelianus und seines Vorbilds Soranos zur Teleologie. Erwin H. Ackerknecht

Petra Tjatks-Jungk, *Rudolf Virchows Beiträge zur öffentlichen Gesundheitspflege in Berlin. Sein Weg vom sozialen Idealismus zur Wirklichkeit.* Giessen 1984. 234 p.

Diese Dissertation ist eine erfreuliche Bereicherung der Virchowliteratur. Sie analysiert und belegt Virchows gesundheitspolitische Ideen aus seiner ersten Berliner Zeit, während der Revolution von 1848, über die die gegensätzlichsten Falschmeldungen von DDR-Autoren existieren. Sie berichtet im Detail über seine ausgedehnte und erfolgreiche Tätigkeit als Sozialpolitiker nach seiner Rückkehr nach Berlin 1859 auf den Gebieten der Statistik, der Schulhygiene, der Fleischschau und insbesondere der Kanalisation und der städtischen Krankenhäuser. In den beiden letzten Fällen kann er als einer der Schöpfer angesprochen werden. Erwin H. Ackerknecht

Alfons Labisch, Florian Tennstedt, *Der Weg zum «Gesetz über die Vereinheitlichung des Gesundheitswesens» vom 3. Juli 1934.* Entwicklungslinien und Momente des staatlichen und kommunalen Gesundheitswesens in Deutschland. Schriftenreihe der Akademie für Öffentliches Gesundheitswesen in Deutschland, Bd. 13. XXXI, 278 + 5 p., 22 Ill. Düsseldorf 1985.

Das Gesetz über die Vereinheitlichung des Gesundheitswesens vom Juli 1934

ist von großem historischem Interesse, weil es das zweite Nazigesetz auf diesem Gebiet ist (das erste war das Gesetz zur Verhinderung erbkranken Nachwuchses vom Juli 1933, das sogenannte Kastrationsgesetz). Es ist aber auch darüber hinaus von Interesse, weil es immer noch in Teilen der Bundesrepublik gilt. Es bildete die Grundlage der heutigen öffentlichen Gesundheitspflege mit ihren Gesundheitsämtern.

Das Gesetz war erforderlich, weil sich ein störender Dualismus zwischen dem Staat und seinen Physici, stagnierend und eben eine Art medizinischer «Polizey», und den Einrichtungen der rasch wachsenden Kommunen entwickelt hatte. Gegenüber der traditionellen Eingriffsverwaltung des Staats vertraten die nach Selbstverwaltung strebenden Kommunen eine Leistungsverwaltung, die auf den Ideen der Sozialhygiene basierte. Durch die Nazis kamen nun die Anhänger einer neuen Hygiene der Konstitutions- und Rassenhygiene an die Macht.

Der führende Nazibürokrat *Arthur Gütt*, damals nur Kreisarzt (physicus) in Wandsbeck, trat im Frühling 1932 zum ersten Mal mit seinen Ideen zur Entwicklung des Gesundheitswesens und zur Bevölkerungspolitik hervor, von denen er möglichst viel in den von ihm formulierten ersten zwei Nazigesetzen verankert hat. Diese Tätigkeit ermöglichte ihm den Eintritt in das Preußische und später das Reichsministerium des Innern im Mai 1933 als Protegé von W. Frick. Gütt, der die Rassenpolitik durch den nationalsozialistischen Staat verwirklichen wollte, stieß nun auf die Gegnerschaft des Reichsärzteführers E. Wagner, der diese Rolle der Partei (NSDAP) zugedacht hatte. Ein neuer Dualismus tauchte also auf, ehe der alte begraben war. In dieser Beziehung ist das Buch ein wichtiger Beitrag zur Geschichte der Bürokratie. Die Rassenhygiene empfahl sich auch in der damaligen schweren Weltwirtschaftskrise, weil ihr Hauptmittel, die «Ausgrenzung», die ja schließlich im Massenmord endete, billiger schien als Fürsorgemaßnahmen. Nach fast einem Jahr (ab September 1933) von Verhandlungen wurde das Gesetz am 3. Juli 1934 verabschiedet. Dieser Prozeß wird in den zwei Bänden der Kasseler Autoren dargestellt unter Berücksichtigung der Geschichte des staatlichen, von Juristen bis 1911 geleiteten und kommunalen Gesundheitswesens bis zurück ins Mittelalter und der jeweiligen «Personenkreise» bis ins 19. Jahrhundert. Dem letzteren wichtigen Ziel gelten auch die 150 Seiten von Kurzbiographien. Auch die Ideologien der verschiedenen Spielarten der Hygiene bis hinunter zur halluzinatorischen nordischen Rassenhygiene werden in die Darstellung einbezogen. Der Schwerpunkt liegt aber natürlich bei den Jahren 1932 bis 1934.

Man sollte sich durch den Umfang des Buchs nicht abschrecken lassen. Wenn vielleicht auch stellenweise etwas zu stark in Details gegangen wird, so ist es doch dank der bekannten Qualität der Autoren und des vielen Neuen immer lesenswert. Erwin H. Ackerknecht

Ministère de l'Education Nationale, Comité des Travaux Historiques et Scientifiques, *Le Corps et la Santé.* Vol. I, 278 p., vol. II, 380 p. Paris 1985.

Dies ist kein Buch im traditionellen Sinn, d. h. von einer Person geschrieben und *ein Thema* behandelnd, daher der mögliche Gegenstand einer *Buch*besprechung. Es ist nicht einmal eines der jetzt modischen Symposien, wo sich verschiedene Autoren zu einem Thema äußern. Dies sind einfach 48 Vorträge, gehalten in Montpellier 1985 auf dem 110. Kongreß der Sociétés Savantes über das außerordentlich vage Thema «Le corps et la santé». Ein Viertel der Vorträge hat sogar mit diesem vagen Thema überhaupt nichts zu tun! Das Ganze ist also bestenfalls ein Jahrgang einer historischen Zeitschrift, unter einem irreführenden Titel als Buch herausgegeben.

Die Zeitschrift enthält einige wertvolle Artikel z. B. über die Geschichte des «air pur» (G. Plaisance), des «discours médical sur la drogue» (J. J. Yvorel), über «prisonniers malades à Aix-en-Provence au XVIe» (G. Andisio), «Marseille, capitale sanitaire de France» (F. Hildesheimer), «Parmentier» (F. Beaucour). Die Qualitätskurve ist aber eine Gaußsche Kurve, und ans andere Ende haben sich auch einige Schulaufsätze verirrt. Das provinzielle Aroma der Publikation wird noch verstärkt durch die Abneigung der Autoren, englisch- oder deutschsprachige Literatur zu erwähnen. Auch wäre es von Nutzen gewesen, die sogar bei Zeitschriften üblichen Angaben über Adresse und Position der Verfasser zu machen. Erwin H. Ackerknecht

Section d'Histoire des Sciences et des Techniques (C. T. H. S.), *Histoire de l'Ecole Médicinale de Montpellier, Colloque.* Actes du 110e Congrès National des Sociétés Savantes, Montpellier 1985 (Histoire des Sciences et des Techniques. Tome II, 368 p.).

Anläßlich des 110. Nationalkongreß der «Société Savantes» in Montpellier 1985 wurde ein Kolloquium zur Geschichte der berühmten Medizinschule von Montpellier durch den inzwischen im Alter von 82 Jahren von einem Auto getöteten *Pierre Huard* organisiert. 32 Vorträge wurden gehalten, die nun hier gedruckt vorliegen. Zwei Drittel der Redner waren Franzosen. Nun gibt es zwar eine ausgezeichnete, ziemlich neue, mehrbändige Geschichte der Schule von L. Dulieu, aber dieser Band zeigt, daß sich noch immer einiges Wertvolle hinzufügen läßt.

Er ist unterteilt in folgende Kapitel: *Mittelalter:* 6 Beiträge von A. Maudin, Th. Jeanneau, Garcia Ballester, Caderas de Kerleau, B. Delmas, M. Mac Vaugh, J. Paniagua. Natürlich genießt hier Arnald von Villanova besondere Beachtung. *Renaissance:* 5 Beiträge von D. Jacquart, L. Dulieu, H. Koelbing, P. Dumaître, M. Grmek. *Aufklärung:* 6 Beiträge von C. Jones, R. Rey, R. Saban, M. Goupil, J. Théodoridès, G. Rudolph, von denen die über Portal und Chaptal von besonderem Interesse sind. *Der Vitalismus von Montpellier:* 6 Beiträge, meist ziemlich unkritisch, die sich natürlich hauptsächlich mit P. J. Barthez beschäftigen (Autoren: B. Long, G. Legée, H. Schadewaldt, G. Rudolph, Lavabre-Bertrand). Dies und das vorhergehende Kapitel bilden – mit Recht, denn es handelt sich um die Glanzperiode der Schule – fast die Hälfte des Buches. *Anfänge der modernen wissenschaftlichen Medizin:* 3 Beiträge von Th. Reboul, J. Mirouze, G. Legée, wovon der letztere über Flourens besonders lesenswert ist. *Institutionen und Thesen:* 5 Beiträge von L. Dulieu, M. Mentré, P. M. Niaussat, L. Boulle und R. Régis über medizinische Gesellschaften und Doktorarbeiten von Montpellier.

Erwin H. Ackerknecht

Erna Lesky: Seleccion: J. M. Lopez Pinero: Introduccion: *Medicina Social. Estudios y Testimonios Historicos.* Ministerio de Sanidad Madrid 1984, 338 pp.

Lopez Pinero hat als Ergänzung zu seiner nun schon 30 Bände umfassenden Serie «Klassische Spanische Texte zur Öffentlichen Gesundheitspflege» eine Übersetzung von E. Leskys source book «Sozialmedizin» (1977) herausgebracht, das 15 Artikel historischer oder programmatischer Natur, vor allem von George Rosen, E. Lesky, Sigrist usw. enthielt. Da das Buch ja seit fast zehn Jahren auf Deutsch vorliegt, brauche ich mich hier mit seinem Inhalt nicht zu beschäftigen. Lopez hat aber auch als Einleitung einen 30seitigen Essay von gewohnter Qualität über die medizinhistorische Historiographie der letzten Jahrzehnte im Allgemeinen und der sozialmedizinisch-historischen im Besonderen beigesteuert. Da es sich hier hauptsächlich um Sigerist, Rosen, Lesky, Lain und mich handelt, d.h. meinen Lehrer und zwei Freunde, bin ich auch hier gehandicapt. Ich kann nur die Erwähnung Lains warm begrüssen. Mit Enttäuschung las ich bei Lopez die eines Gelehrten unwürdigen Zeilen: Die Fortexistenz *der Vereinigten Staaten als hauptsächliche imperialistische Macht* hat einen Abstieg nicht bremsen können (Inique el mantenimiento de los Estados Unidos como *principal potencia imperialista* hayan podido frenar una degradacion ..., p. 23). Immerhin ist der Autor

ehrlich genug mitzuteilen, daß Sigerist zehn Jahre nach Erscheinen seines grotesken Rußlandbuchs von der Sowjetunion schwer enttäuscht war. Ich muß aber wenigstens einmal wieder als «Tatzeuge» feststellen, daß Sigerist weder 1932 noch 1947 primär aus politischen Gründen emigrierte. Im ersten Fall war es eine schwere berufliche Enttäuschung, im zweiten seine Hypertension, die seinem Leben wohl ohne diesen Schritt schon in einem Jahr ein Ende gesetzt hätte. Eine Liste der Adresse und Positionen der Autoren wäre sehr nützlich gewesen. Erwin H. Ackerknecht

Anton Erkoreka, *Analisis de la Medicina Popular Vasca.* Labayon Jkastegia, Bilbao 1985. 337 Seiten.

Es handelt sich bei dieser sehr fleißigen Arbeit eines baskischen Arztes um eine durch Kontakte mit Praktikern oder Gläubigen der Volksmedizin in der Region des an der spanischen Nordküste gelegenen Hafens Bermeo gewonnene Darstellung. Die anatomischen Kenntnisse und Nomenklatur werden referiert sowie die hygienischen Bräuche unter besonderer Berücksichtigung von Frauen, Säuglingen und Kleinkindern. Heilmaßnahmen werden nach Organen und Organgruppen besprochen. Ein besonderer Abschnitt ist den übernatürlichen Heilmethoden (Wallfahrten, Exorzismen usw.) gewidmet. Sie dienen häufig der Bekämpfung des «bösen Blicks» und stammen möglicherweise zum Teil aus vorchristlicher Zeit. Eine Revue der volksmedizinischen Mittel (vor allem natürlich des Wassers) schließt das Buch. Es ist nicht immer klar, ob der Autor die Auffassungen seiner Informanten über ihre Erfolge teilt oder nur referiert. Die Lösung des «baskischen Rätsels» (uralte isolierte Sprache unbekannten Ursprungs) bringt uns diese in ihrer Art wertvolle volkskundliche Studie leider nicht näher.

Erwin H. Ackerknecht

Arnau de Vilanova, *El maravilloso regimiento y orden de vivir una version castellana, del «Regimen Sanitatis ad Regem Aragonum»).* Introducción y estudio por Juan A. Paniagua Arellano. Cuadernos Aragoneses de Historia de la Medicina y de Ciencia III. Zaragoza 1980. 106 S. & 34 fol.

Es handelt sich um einen photomechanischen Reprint einer 1606 in Barcelona bei Iaime Cendrar gedruckten kastilianischen Version des Regimen Sanitatis von Arnald von Vilanova (1240–1311, nicht 1340–1311). Als Übersetzer und Herausgeber der kastilianischen Ausgabe zeichnete Jerónimo Mondragón, er widmete den Druck dem Herzog von Monteleón, Don Hector Pignatelo.

Als Vorlage diente, wie Paniagua in seinem vorgehenden ausführlichen Kommentar zeigt, das Regimen Sanitatis, das Arnald von Vilanova 1308 dem König von Aragon, Don Jaime II., zukommen ließ, nachdem dieser ein Gesundheitsbuch zum persönlichen Gebrauch angefordert hatte. Paniagua setzt sich damit bewußt in Widerspruch zu P. Diepgen, der annahm, Arnald von Vilanova habe zuhanden des Königs von Aragon nicht das Regimen Sanitatis, sondern das «Speculum medicinae pro conservacione nostre salutis» abgefaßt. Paniagua kann sich offensichtlich auf eine alte Tradition stützen, da auch Mondragón den aragonischen König als Empfänger des ursprünglich lateinischen Manuskripts betrachtete. Paniagua belegt seine Auffassung auch mit dem einleuchtenden Argument, daß Arnald v. V. im Regimen Sanitatis nicht auf alle möglichen Komplexionen der Viersäftelehre einging, sondern nur auf ein gemäßigtes sanguinisches Temperament. Zudem wird im Text sehr oft ein König angesprochen, und er ist auch ganz auf die Lebensumstände einer königlichen Majestät zugeschnitten. Besonders erwähnenswert in diesem Zusammenhang sind die dem allgemeinen Teil beigefügten Beschreibungen einzelner Speisen und Getränke sowie deren Zubereitung, die den weitaus größten Raum des Regimens einnehmen (auch der heutige Leser mag hier manchen Leckerbissen finden).

Paniagua gab diesen Text im Hinblick auf die in Vorbereitung begriffene kritische Gesamtedition der Werke Arnalds von Vilanova durch Luis García Ballester heraus. Er setzt die Schrift in ihren historischen Kontext und geht auf andere Übersetzungen ein. Schade, daß lesetechnische Hilfen wie Rückverweise, Register sowie ein Literaturverzeichnis fehlen.

Vera Koelbing-Waldis

Hannah Arendt/Karl Jaspers: *Briefwechsel 1926–1969*. Piper Verlag. 859 Seiten, 8 Abb.

Dieses bedeutende Dokument zur Zeitgeschichte wurde herausgegeben von Lotte Köhler, einer längjährigen Freundin von H. Arendt, und Hans Saner, dem letzten Assistenten und Nachlaßverwalter von Jaspers. Nachdem Jaspers 1948 nach Basel berufen worden war und sich mit seiner Frau häuslich eingerichtet hatte, schreibt er: «Wunderbar morgens der Milchwagen vor der Tür! Symbol für alles andere.» H. Arendt antwortet: «Der von Ihnen beiden zärtlichst erwähnte Milchwagen hat mich gerührt.» Dies bezog sich real auf die überstandene prekäre Ernährungslage während der Nachkriegszeit in Heidelberg, die den chronisch kranken, an Bronchiektasen und Darmdivertikeln leidenden Jaspers besonders traf. Seine ehemalige Studen-

tin hatte dem Ehepaar Jaspers von den USA aus mit der Sendung von monatlich drei CARE-Paketen ausgeholfen. Wer jene Zeit erlebt hat, denkt dabei natürlich auch an die damals gängige makabre Scherzfrage nach dem, was ein freies Land von einer Diktatur unterscheidet, nämlich: «Wenn es frühmorgens an der Haustüre klingelt, ist es nur der Milchmann.» Beide Briefpartner hatten Verfolgung erlebt. H. Arendt hatte als Jüdin emigrieren müssen, nachdem sie in Berlin eine Woche in Polizeihaft verbracht hatte, war dann in Frankreich in dem ominösen Lager Gurs interniert, bevor sie nach Amerika auswandern konnte. Jaspers war in Heidelberg 1937 als nichtarisch-versippt von seinem philosophischen Ordinariat abgesetzt worden. Seiner jüdischen Frau drohte die Deportation, sie hatte zeitweilig untertauchen müssen, und nur zwei Wochen vor der angeordneten Verschikkung wurde Heidelberg am 1. 4. 1945 von den Amerikanern befreit.

Nach einem Unterbruch von 7 Jahren wird jetzt der Briefwechsel wieder aufgenommen. Jaspers dankt für Büchersendungen und schreibt: «Oft hatten wir die Jahre mit Sorge an Ihr Schicksal gedacht und schon längst nicht mehr viel Hoffnung, daß Sie am Leben seien.» Ihre Antwort: «Lieber, lieber Karl Jaspers, seit ich weiß, daß Sie beide durch den ganzen Höllenspektakel heil durchgekommen sind, ist es mir wieder etwas heimatlicher in dieser Welt zumute.» Hier zeichnet sich schon die zunehmende Herzlichkeit im Umgang dieser beiden «Philosophen» ab, intensiviert durch 13 Besuche von Frau Arendt in Basel, mit Einbezug der beiderseitigen Ehepartner. Es ist eine der Überraschungen diese Briefwechsels, hier einen andern Jaspers kennenzulernen, nicht den «norddeutschen Eisklotz», wie er sich einmal selbst so genannt hat, nicht den immer ernsten, steifen Professor, wie wir ihn in Basel in Erinnerung haben, sondern den zärtlichen Ehegatten, den anhänglichen Freund, den bald ironisch, bald leidenschaftlich Partei ergreifenden Politiker. Die Lektüre der Briefe ruft in Erinnerung, welch politisch unruhige Zeit die Briefschreiber damals durchmachten, mit dem Berliner Aufstand, dem Bau der Mauer, der Ungarischen Revolution, der Kubakrise, dem Sturz von Chruschtschow. Jaspers macht sich mehr und mehr Sorgen über die Entwicklung in der Bundesrepublik und den drohenden Atomkrieg (bekannt sind seine Publikationen dazu). Nachdem beide auf ihren «Befreier», die USA, große Hoffnungen gesetzt hatten, machen sich auch hier Zweifel breit, vor allem durch die kritischen Berichte von Frau Arendt über die McCarthy-Ära, die Rassenprobleme, die Ermordung Kennedys. Sie macht Jaspers klar, daß es «nicht mehr möglich» ist, «so vorbehaltlos für Amerika einzutreten, wie wir es beide getan haben».

Zum Politicum wurde auch die Teilnahme von H. Arendt am Eichmann-Prozeß in Jerusalem als Berichterstatterin für die Zeitung "The New Yorker", eine Reportage, die erweitert in Buchform veröffentlicht wurde und ihr sowohl von jüdischer wie von deutscher Seite Anfeindungen eintrug. Bei diesen Kontroversen stand Jaspers ihr in unverbrüchlicher Solidarität zur Seite. Sie dankte ihm seine Freundschaft durch wiederholte Bekenntnisse zu ihm und seiner Philosophie: 1957 in einer amerikanischen Buchreihe über zeitgenössische Philosophen, 1958 in der Laudatio zur Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels an Jaspers, 1968 in einer Rede am Bayrischen Rundfunk zu seinem 85. Geburtstag. Sie wurde denn auch von der Universität Basel nach seinem Tode eingeladen, an der öffentlichen Gedenkfeier am 4. März 1969 zu sprechen. Diese schöne Dankadresse ist als sinnvoller Abschluß am Ende dieses Briefwechsels abgedruckt. Carl Haffter

Walter Raaflaub, *Ernst Mayer, 1883–1952* (Berner Beiträge zur Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften, N. F. 12). Verlag Hans Huber, Bern/Stuttgart/Toronto. 127 S., Abb. Fr. 32.–, DM 37,–.

Diese wertvolle Studie wurde auf Anregung von Frau Prof. Esther Fischer-Homberger verfaßt. Sie wurde von der Universität Bern mit einem Preis ausgezeichnet.

Wer war Ernst Mayer? Dieser deutsche Arzt war der wichtigste Mitarbeiter des Philosophen Karl Jaspers; übrigens hat dieser die Schwester, Trude Mayer, geheiratet, die erst 1974 mit 95 Jahren in Basel verstarb. Mayers zweites Feld war die ärztliche Standespolitik. Als es nach dem Erstarken der Krankenkassen galt, den Standort des Arztes neu zu bestimmen, hat Mayer in gründlichen Untersuchungen gangbare Wege gewiesen.

Das Buch gliedert sich in zwei Teile: Leben und Werk. Das Leben war so bewegt wie das Werk. Der Jugendliche war belastet; Depressionen bedrohten das Werden und Schaffen. Erst als nicht mehr junger Praktiker in Berlin wurde Mayer zum standeskundlichen Fachmann. Kaum schwanden die inneren Schatten, wuchsen die äußeren. Als Juden entrechtet, lebten er, seine Frau und der einzige Sohn als Flüchtlinge verborgen in Holland. Sie überstanden den Krieg, kehrten aber nicht mehr zurück.

Der zweite Teil scheidet sich in die Untergruppen Standespolitik und Philosophie. Nur eine geübte Hand konnte den Stoff so bezwingen. Die Gliederung, Durchführung und besonders die Kapitelschlüsse bekunden eine Meisterschaft. Der wissenschaftliche Apparat – Anmerkungen, Quellen, Register – ist tadellos.

Mit Zitaten möchte ich andeuten, was den Leser erwartet. Jaspers schreibt über Mayer als Arzt: «Er konnte sich gleichsam preisgeben, entwaffnend durch Menschlichkeit, und damit den anderen wecken ... Es ist nicht zu schildern, wie alle seine Unruhe erlosch in der überlegenen Ruhe, wenn er sich auf dem rechten Wege wußte, und wenn er Kranken half.»

Umgekehrt hat über Jaspers kaum jemand eindrücklicher gesprochen als Mayer. Schon von der ersten Begegnung mit dem gleichaltrigen Medizinstudenten im Seziersaal bemerkt er: «Über der schweigenden Gestalt lag ein Bedeutendes.» Bei der Vorbereitung und Niederschrift des Hauptwerkes von Jaspers, seiner dreibändigen «Philosophie», nahm, wie Raaflaub urteilt, eine Zusammenarbeit ihren Anfang, die in der deutschen Geistesgeschichte ihresgleichen sucht. Der Entwurf wurde mitgelesen und mitgeprägt. 1927 begann der stetige Austausch; von 1930 liegen über 100, von 1931 über 160 Briefe vor. Sätze Mayers wurden aufgenommen. «Ohne ihn wäre dieses Werk nicht so geworden, wie es ist», erklärte Jaspers später. «Er war einzig in hingebender Selbstlosigkeit, in der er meine Sache ganz und gar als die seine behandelte ... Er wirkte mit bis in den Aufbau der Kapitel, in das Sachliche und in das Stilistische. Er brachte mir nicht nur den mächtigen Impuls seiner Teilnahme und seines Forderns, sondern Bereicherungen, Verbesserungen in großer Zahl.»

Die standespolitischen Schriften waren in rascher Folge vorausgegangen. Walter Raaflaub läßt uns jene ganze Auseinandersetzung miterleben; sie füllte die ärztlichen Berufsblätter jener Jahre. Mayer streifte die ihn hemmende Krankheit ab und genas im Glauben an seine Aufgabe. Er sah klar. Zulassungsbeschränkungen wies er mit dem Urteil zurück: «Jeder hat das Recht, Medizin zu studieren, wie er das Recht auf Erkenntnis hat.»

Der Spürsinn, der ihn als Arzt auszeichnete, verließ ihn nicht bei der Beurteilung der allgemeinen Lage. 1930 schrieb er: «Ich habe das Gefühl, daß wir und vielleicht Europa mit, unheilvollsten Zuständen entgegengehen, vor deren Wirklichkeit man zurückschreckt, wenn man denken möchte.» Jaspers erklärt, daß Mayer 1933 das Teuflische der nahen Zukunft in vollem Ausmaß ahnte: «Er ist die einzige Ausnahme, die ich kenne.» 1935 wurde den Juden die Staatsbürgerschaft aberkannt, 1938 die Berufsausübung verboten, und vom August 1942 bis zum Mai 1945 blieb Mayer untergetaucht. Jaspers hielt fest: «Soziologisch nirgends verläßlich eingefügt, vielmehr überall offen oder verborgen hinausgedrängt, wurde er in einer zerfallenen oder gewaltsamen Gesellschaft zum Menschen als solchem.»

Selbst die Freundschaft machte eine Zerreißprobe durch, denn bei der Entstehung eines Nietzsche-Buches scheiterte die bisherige Einhelligkeit. Es schmerzte Mayer, der Nietzsche schonen wollte, daß er Jaspers nicht überzeugte, und er gab eine «Restkritik» gegen das Buch des Freundes heraus. Seine Erregung rührte im Grunde daher, daß sein Dasein von anderen abhängig geworden war. Doch die spät errungene Produktivität überwand nun alle Schläge, sogar den frühen Tod des Sohnes, obwohl Mayer damals in wenigen Tagen sichtbar alterte. Das Schaffen an eigenen philosophischen Werken rettete ihn. 1950 erschien die «Dialektik des Nichtwissens», postum 1958 die «Kritik des Nihilismus». Auch dort stehen prophetische Sätze. Mayer teilte den Wahn nicht, daß technischer Fortschritt auf inneren Fortschritt schließen lasse, er befürchtete im Gegenteil vom Menschen, daß «er bereits fällt, während er zu steigen meint».

Das Leben klang versöhnlich aus, in Dank für lebenslange Freundschaft gegenüber Jaspers, dem er vier Tage vor dem Tode bezeugte: «Ohne Deine Philosophie wäre nie Ordnung in mein Dasein gekommen.» Heinz Balmer

Etudes de lettres, Revue de la Faculté des lettres de l'Université de Lausanne (Janvier/Mars 1986, p. 3–102), Lausanne 1986.

Die Section des Sciences de l'Antiquité der Universität Lausanne, tätig auch mit der Organisation von Kolloquien über antike Medizin (ein solches ist für den September 1986 angesagt), bietet uns mit dem vorliegenden Heft wertvolle Anregungen zur naturwissenschaftlichen, medizinischen, technischen Literatur im römischen Altertum. Die sieben Beiträge, verfaßt von Forschern an schweizerischen und ausländischen Universitäten, haben durchgehend knappe Inhaltsangaben vorangestellt, appellieren nicht an spezialistische Fachkenntnisse, zeichnen sich aber alle durch sorgfältige Dokumentation der Quellen und der modernen Sekundärliteratur aus. Auch die Studien mehr philologischer Natur erheischen zwar eine gewisse Vertrautheit mit Latein und Griechisch, aber kaum mit den Finessen der Paläographie und Überlieferungsgeschichte der antiken Literatur. Dies gilt für die Frage, wie weit sich der Text von Columellas landwirtschaftlichem Werk in unseren Editionen neben der Bezeugung durch die Handschriften auch auf indirekte Zeugnisse, d.h. die Zitate späterer Autoren, zu stützen hat (P.-P. Corsetti). Und gilt ebenso für die Erörterung, was wir durch den Vergleich eines Pariser Manuskriptes mit einem Genfer Papyrus für unsere Kenntnis antiker chirurgischer Terminologien und Definitionen, wie sie die Schrift des im Altertum rühmlich bekannten Heliodor enthalten haben

mochte, zu gewinnen vermögen, dies in Fortsetzung der einschlägigen Untersuchungen von H. E. Sigerist schon aus dem Jahre 1920 (M.-H. Marganne).

Der Herausgeber, Philippe Mudry, hat außer dem Vorwort allgemeine Überlegungen zur Aufnahme der griechischen wissenschaftlichen Doktrin (im weitesten Wortsinn gemeint) in Rom, für uns erkenntlich durch thematisch zugehörige Inhalte der prosaischen und poetischen lateinischen Literatur, beigesteuert; interessant hier die These, daß eine italische Denkart, vielleicht etruskischer Herkunft, bei der Übernahme durch die Römer mitgewirkt haben könnte. Eindrücklich – um in freier Abfolge weiter zu berichten – die Behandlung der Poblematik, wie die vielfältige Terminologie, die mit der Heranbildung des wissenschaftlich-technischen Denkens und Schreibens in Rom zusammengeht, entstanden ist (J. André). Reizvoll ist es, unter dem Titel «Medice, cura te ipsum» zu erfahren, daß und wie der große Arzt Galen von seinen eigenen Krankheiten als medizinischen Fällen gesprochen hat, ein Beitrag auch zur Rolle, welche die Autobiographie in der Antike gespielt hat (D. Gourevitch, M. D. Grmek). Es fehlt nicht der Versuch, ein Bild der römischen Zoologie aus recht verschiedenen, auch dichterischen, literarischen Quellen zu gewinnen, unter denen der ältere Plinius mit seiner Naturalis historia verständlicherweise einen beachtlichen Platz einnimmt (L. Bodson).

Im einzigen deutsch geschriebenen Artikel geht es um geographische Ortsbestimmung, synchrone Zeitmessung und Kartographie. Er liest sich, an den Schluß der Sammelschrift gestellt, in manchem wie ein Epilog mit Belegen für Ausführungen in den voranstehenden Beiträgen (A. Stückelberger).

Heinz Haffter

Konrad Gaiser, *Theophrast in Assos*. Zur Entwicklung der Naturwissenschaft zwischen Akademie und Peripatos. Carl Winter Universitätsverlag, Heidelberg 1985. 120 Seiten (= Abhandlungen der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-historische Klasse).

Von Theophrast aus Eresos (auf der Insel Lesbos), der von 371 bis 287 v. Chr. lebte, ist aus der Antike ein Schriftenverzeichnis von etwa zweihundert Titeln überliefert. Wenige Werke sind vollständig erhalten. (Das bekannteste ist wohl «Die Charaktere», von La Bruyère in französischer Übersetzung in seine «Caractères» aufgenommen.) Theophrast war sehr wahrscheinlich als Jüngling noch Schüler an Platons Akademie. Er schloß sich dann aber an Aristoteles an, mit dem er nach Platons Tode (347 v. Chr.) in Assos in

der Troas zusammenkam, wo 347–345 eine blühende Philosophengemeinschaft domiziliert war. Im Jahre 322 übernahm Theophrast dann die Leitung von Aristoteles' peripatetischer Schule in Athen.

Das Anliegen von K. Gaisers Schrift ist der Nachweis, daß Theophrasts naturwissenschaftliche Schrift «Über das Feuer» schon in den jungen Jahren des Autors in Assos verfaßt sein muß. Bis jetzt wurde sie wesentlich später datiert aufgrund des empirischen Charakters. K. Gaiser kommt somit zum Ergebnis, daß sich in jener Philosophengemeinschaft in Assos eine Abkehr von der metaphysischen Prinzipienspekulation und Hinwendung zur empirischen Erforschung der Phänomene vollzog. Die geschichtliche Bedeutung dieser Wendung liege darin, daß sich die Naturwissenschaft auf dem damit eingeschlagenen Weg aus dem umfassenden Ganzen der Philosophie befreite. «Zu unserem Erstaunen begegnet uns nunmehr der junge, etwa 24jährige Theophrast als der empirisch vorgehende, die metaphysischen Fragen aporetisch offen lassende Erforscher der Natur, wie wir ihn bisher nur aus seinen späteren Jahren kannten oder zu kennen glaubten» (S. 47).

Ein Hauptargument für die frühe Entstehungszeit der Schrift «Über das Feuer» erblickt K. Gaiser darin, daß sie einen Abschnitt über den Sarkophagstein von Assos enthält, einen Stein, der für das merkwürdige Phänomen berühmt war, daß die Leichen in kurzer Zeit gänzlich zu Asche zerfielen.

Da Theophrasts Schriften nur schwer in Übersetzungen zugänglich sind, ist es wertvoll, wesentliche Abschnitte in deutscher Übertragung vorzufinden (S. 28–29, 37–41). Interessante Hinweise auf antike Textzeugnisse über den Assischen Stein finden sich in einem Anhang (S. 93–115). Jean Druey

Markus Schär, *Seelennöte der Untertanen, Selbstmord, Melancholie und Religion im Alten Zürich.* Chronos Verlag, Zürich 1985.

Der Historiker Markus Schär hat aus Ratsprotokollen und Landvogteiakten, Kirchenbüchern, Handschriften und Chroniken 511 Fälle von Suizid im Alten Zürich (1500–1798) zusammengetragen. Er vertritt folgende These: Von der Reformation an bis zum Untergang der alten Eidgenossenschaft haben die Suizide – und auch die Erkrankungen an Melancholie – zugenommen. Diese Zunahme ist eine Folge des Wandels vom Glauben der Reformatoren zur Orthodoxie. Orthodoxie bedeutet: Rigorismus, Verluste von Phantasie und Spontaneität, Unsicherheit des Heils ... «Die Melancholie ist zu deuten als das Wüten der Gefühle, die unterdrückt worden sind, da sie den Allmächtigen und seine Statthalter nicht beleidigen dürfen.» Die

Quellen für die Schilderung von Suizid und Melancholie wurden genannt. Die Darstellung des religiösen Wandels vom 16. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts beruht auf zeitgenössischen Schriften von Zürcher Pfarrern.

Schär versteht die Entwicklung zur Orthodoxie vor allem als ein Schwinden der Möglichkeiten zur religiösen Selbsthilfe. Anrufung der Heiligen und der Mutter Gottes, magische Praktiken, Tagwählen – was zwischen Gott und Mensch konkret und anschaulich vermittelt, wird verboten. Die Lehre von der Prädestination, welche Heilsgewißheit ausschließt, setzt sich immer stärker durch. Die Erziehungsnormen werden strenger; am Ende des 18. Jahrhunderts finden sich bereits detaillierte Vorschriften über den Umgang mit Säuglingen. Immer deutlicher wird die Herrschaft über Emotionen und Triebe gefordert; immer mehr wird das Gewissen, die «innere Stimme», betont. In dieser Entwicklung zu persönlichen, stark moralisch gefärbten Beziehungen zu einem strengen Vatergott sieht Schär ein Melancholie und Suizid begünstigendes Moment. Der Autor belegt die geschilderte Entwicklung mit eindrücklichen Zitaten.

Schär versucht die Epidemiologie des Suizids im Alten Zürich von 1500 bis 1798 darzustellen. Eine Kurve der dokumentierten Fälle zeigt die Zunahme von 5 bis auf 50 pro Jahr. Aber diese Zunahme bedeutet noch nichts, wenn keine Aussagen über die Bevölkerung, Ein- und Auswanderung, Zu- und Abnahme, Veränderungen in der Altersstruktur gemacht werden. Diese Angaben fehlen – vielleicht *müssen* sie fehlen, weil es keine historischen Quellen dazu gibt. Aber wie kommt ein Historiker dazu, Ursachen für eine Zunahme der Suizidrate in einem bestimmten Zeitraum zu diskutieren, ohne ausführlich zu erläutern, *warum* er eine Zunahme postulieren kann? Auch wenn ein Ansteigen der Rate plausibel gemacht werden könnte, wären noch Veränderungen in der Dunkelziffer zu berücksichtigen.

Schär erwähnt eine Reihe von kulturellen Wandlungen in seinem Untersuchungsbereich, welche die *Zahl der gemeldeten Suizide* beeinflussen mußten. Die Meldungen sind im Lauf der Zeit von den Pfarrern an die Administration übergegangen und dadurch genauer geworden. Zugleich hat die Entehrung und Bestrafung der Familie des Verstorbenen durch Konfiskation des Vermögens und unehrliches Begräbnis aufgehört. Damit ist ein Hindernis für die Meldung durch dorfnahe Personen, die mit den Dorfbewohnern weiterleben mußten, weggefallen. Drittens ist 1622 Burtons «Anatomy of Melancholy» erschienen und damit das Zeitalter der Melancholie, der Hypochondrie, des «Spleens» angebrochen. Traurige Verstimmung, Angst, Hoffnungslosigkeit, depressiver Wahn wurden intensiver als früher als Krankheit eigener Ordnung wahrgenommen. 1769 hat Goethe den Werther geschrieben, und in den folgenden zwanzig Jahren haben mehrere Zürcher Geistliche Traktate über den Suizid verfaßt. Suizid und Melancholie sind in das Bewußtsein der Zeit getreten. Falls sich auf Grund von Bevölkerungszahlen eine Zunahme der Suizide nachweisen ließe, müßten doch auch Veränderungen in der Dunkelziffer durch Veränderungen in der Haltung zu Melancholie und Suizid berücksichtigt werden.

Schär sieht in der Entwicklung der Religiosität zur Orthodoxie eine neue Möglichkeit zur seelischen Fehlentwicklung, weil sie keine Heilsgewißheit vermittle, weil sie das Bild eines drohenden, zornigen Gottes schaffe und weil sie eine rigorose, das Kind in ständigen Angst- und Schuldgefühlen haltende Erziehung begünstige. Als Beweis für diesen Zusammenhang werden aus den Quellen Darstellungen von Menschen angeführt, welche sich nach einem besonders gottesfürchtigen Leben und intensivem Studium der Schrift «hintersinnet», isoliert und schließlich selber getötet haben.

Nun sind Angst und Schuldgefühle zentrale Symptome der schweren Depression in der westlichen Kultur, und zwar auch heute noch, also zu einer Zeit, in welcher ein orthodoxer Glaube das Leben in der Regel nicht mehr bestimmt (in nicht-westlichen Ländern sind nach bisheriger Erkenntnis dagegen Körpersymptome häufiger und Schuldgefühle seltener als im Westen). Die retrospektiven Schilderungen von Suizidierten, welche nach intensivem Bibelstudium krank geworden sein sollen, beweisen keine Verursachung – ebensowohl kann die beginnende Melancholie zur Beschäftigung mit religiösen Fragen geführt haben.

Trotz der vielen methodischen Mängel ist das Buch von Schär sehr lesenswert. Die Falldarstellungen prägen sich ein. Es tauchen kurze Ausschnitte aus bitteren Schicksalen auf; man erlebt die Lasten, welche die damaligen Menschen zu tragen hatten, und man erlebt die *Konstanz* der Symptome der schweren Depression – von den Fällen des Hippokrates bis zu den Menschen im Alten Zürich und zu den heutigen Patienten. Auf diese Weise ergeben sich klinische «Vignetten» aus mehreren Jahrhunderten, und diese Kranken, welche unter ganz anderen Bedingungen lebten, werden uns als Melancholiker, depressive Alkoholiker, depressive Wöchnerinnen etwas vertraut.

Schär möchte in seinem Buch die entstehende und schließlich herrschende Orthodoxie für die seiner – unbewiesenen – Ansicht nach steigenden Suizidraten verantwortlich machen und damit die Ärzte vor einer kritiklosen Behandlung Depressiver mit Psychopharmaka warnen. Es bleibt unbekannt, aus welchen Quellen er seine Ansichten über die heutige Praxis der Depressionsbehandlung schöpft. Die Methoden Schärs sind zweifelhaft, aber das Buch, welches dabei entstanden ist, fasziniert durch seine Anschaulichkeit und prägt sich ein. Deshalb sollte man es trotz seiner Mängel lesen.

Cécile Ernst

E. A. Bennett, *Meetings with Jung*. Conversations recorded during the years 1946–1961. Daimon Verlag, Zürich 1985. 125 Seiten.

Der Autor besuchte Jung mehrere Male in Küsnacht und Bollingen, nachdem er schon vor dem Krieg mit ihm befreundet gewesen war. Er war ein sehr angesehener «klassischer» Psychiater irischer Herkunft; in der Psychotherapie verfuhr er vorzugsweise nach den Jungschen Prinzipien. Er

gibt Gespräche und gemeinsame Erlebnisse in natürlicher und unprätentiöser Weise wieder, wobei er seine eigene Person ganz in den Hintergrund treten läßt. Der Leser wird auf eine unaufdringliche und warmherzige Weise eingefangen vom Fluidum – oder auch vom «Zauber» –, der Jung umgibt, und erhält einen lebendigen und ganz persönlichen Einblick in seine Sprech- und Denkweise und in sein Alltagsleben. Dabei fallen manche undogmatische oder anekdotische Streiflichter auf Fragen der Jungschen Psychologie, auf sein Verhältnis zu Freud, auf Tagesereignisse und auf biographische Begebenheiten. Vielleicht ist es zuviel gesagt, daß das Buch dem Uneingeweihten einen ersten persönlichen Zugang zur Jungschen Gedankenwelt eröffnen kann; doch kann es demjenigen, dem sie bereits etwas bedeutet, manches darin lebendiger und anschaulicher machen. Konrad Wolff

Katharina Meyer, *Zur Geschichte des Hebammenwesens im Kanton Bern.* Berner Beiträge N. F. Nr. 11. Huber, Bern 1985.

Von den ersten Zeugnissen und Rechtsquellen und Ratsmanualen des 15./16. Jahrhunderts im Kanton Bern bis zur heutigen Gesetzgebung des eidgenössischen Hebammenwesens reicht das Spektrum, das Katharina Meyer in ihrer Dissertation über diesen wohl ältesten Frauenberuf, den der Hebamme, vor uns ausbreitet.

Die Arbeit stammt aus dem Frauenspital in Bern und wurde medizinhistorisch betreut von Esther Fischer-Homberger. In Stil und Durchführung den beiden vor etwa 40 Jahren in der gleichen Reihe erschienenen Arbeiten zur Geschichte der Stadtärzte (Yvonne Turnheer) und Handwerksärzte (Max Schneebeli) vergleichbar, zitiert und kommentiert die Autorin eine Fülle von Texten, Verordnungen und Urkunden in sachlicher und übersichtlicher Weise.

Hauptgegenstand der Untersuchungen von Katharina Meyer bilden die Berner Hebammenordnungen vom 16. bis ins 20. Jahrhundert, die Einblick gewähren sowohl in die Rechte und Pflichten der Hebammen wie auch in deren soziale Stellung, Einkommen und Probleme, beispielsweise den Alkoholismus, der zu jener Zeit unter den Hebammen vermehrt auftrat, als diese teilweise mit Wein entlohnt wurden und zudem an jeder Taufe teilgenommen hatten.

Hauptsächlich aber wurde darin Wert gelegt auf Sittlichkeit, Gesundheit und Charakter der Hebammen, wobei besonders Geduld, Freundlichkeit und Verträglichkeit untereinander gefordert wurden.

Daneben bezweckte die um bessere gesundheitliche Verhältnisse be-

sorgte Behörde mit diesen Ordnungen eine Eindämmung der Kurpfuscherei einerseits und andererseits die Anwesenheit von guten Hebammen zumindest in den Städten, wofür auch ein sogenanntes Wartgeld bezahlt wurde.

Mit der Gründung von Hebammenschulen im 18. Jahrhundert übernahmen Ärzte die Ausbildung der Hebammen. Lehrbücher, Kurse in Theorie und Praxis, Übungen und Schulung am Wochenbett glichen das Wissen der Hebammen dem der Mediziner an, soweit dies die Geburtshilfe betraf. Die damit erzielte Aufwertung des Hebammenstandes wurde von einer strengen Reglementierung begleitet, derzufolge die Hebamme vollends unter die Kontrolle der Ärzte geriet und allmählich ihre berufliche Freiheit einbüßte, ein Umstand, der noch begünstigt wurde durch die Gründung des Frauenspitals im 19. Jahrhundert und den damit verbundenen drastischen Rückgang der Hausgeburten. Begonnen hat diese Entwicklung allerdings schon viel früher, und zwar – laut Autorin – bereits in der ersten Hebammenordnung im 16. Jahrhundert. Der Hebamme, die einst allein Fachfrau für Geburtshilfe und Frauenprobleme war und demgemäß auch als Gerichtssachverständige auf diesem Gebiete galt, wurde im Laufe der Zeit das Recht auf Medikation abgesprochen, es wurde ihr eine selbständige Therapie wie der Aderlaß verboten, bei schwierigen Fällen war sie verpflichtet, einen Arzt beizuziehen und sich ihm unterzuordnen. Selbst über den Inhalt ihres Hebammenkoffers wurde bis ins Detail bestimmt.

Die kantonalen und später die eidgenössischen Regelungen und Gesetze bezüglich Aus- und Fortbildung der Hebammen sowie deren sozialen Stand betreffend brachten ohne Zweifel Fortschritte im Hebammen- und damit im Gesundheitswesen, dafür mußte sie sich aber, wie Katharina Meyer ausweist, damit begnügen, eine gut ausgebildete, diplomierte, schlecht bezahlte Hilfskraft der akademischen Medizin zu sein.

An den Schluß ihrer Arbeit, die neben der Berufsgeschichte auch ein gutes Stück Frauengeschichte dokumentiert, stellt die Autorin den Bericht einer älteren Hebamme aus dem Emmental, der ihre Ausführungen veranschaulicht.

Ingrid Müller-Landgraf

Paul Müller, *Die Pestepidemien des 17. Jahrhunderts im Stande Solothurn.* Diss. med., Zürich 1984, in: Jahrbuch für Solothurnische Geschichte (1984), 57.

Diese verdienterweise mit dem Henry-E. Sigerist-Preis der SGGMN gekrönte Arbeit basiert auf Sterblichkeitsstudien anhand der verschiedenen erhaltenen Kirchenbücher und anderer Archivalien des Kantons Solothurn.

Dieses Quellenmaterial wurde mit vorbildlicher Methodik aufgeschlüsselt, so daß der Gang der Pestzüge von 1611 bis 1635 durch den Stand, die Gemeinden und auch durch Einzelhöfe genau verfolgt werden kann. Ausführliches Kartenmaterial und Graphiken sind dem Text beigegeben und erhöhen seine Relevanz. Die Lektüre dieser ausgezeichneten Arbeit ist spannend und gibt in anschaulicher Weise die Schilderung vieler verheerender Pestzüge an der Schwelle der Zeit, als jene mit Sperrmaßnahmen und Quarantänen wirksam bekämpft werden konnten. Antoinette Stettler

J. Rupreht, M. J. van Lieburg, J. A. Lee and W. Erdmann (Eds.), *Anaesthesia, Essays on Its History*. Springer, Berlin 1985.

Nahezu achtzig Vorträge, gehalten am ersten Kongreß für Geschichte der Anästhesie (First International Symposium on the History of Modern Anaesthesia, Rotterdam 1982) sind in diesem Band vereinigt. Die Palette reicht von zum Teil wohlbekannten Marksteinen der Geschichte der künstlichen Anästhesie bis zu zahlreichen Erinnerungsberichten der persönlich beteiligten Anästhesisten; von der Entwicklung der Anästhesietechnik bis zu regionalen Einzelheiten der Einführung der Anästhesie. Abschließend findet sich ein Kapitel über Humanismus und Anästhesie. Alles in allem handelt es sich um ein Kompendium, das sehr wohl verwendet werden kann, um eine umfassende Geschichte der Anästhesiologie im 20. Jahrhundert zu schreiben. Antoinette Stettler

Hans Kleinig und Peter Sitte, *Zellbiologie*. Gustav Fischer, Stuttgart/New York 1984. 488 S., 482 Abb., 87 Tab. DM 86,–.

Ein umfassendes Kompendium der Zellbiologie zu schreiben – beim heutigen Stand des Wissens, dessen Wachstum und Diversifikation – eine fast unmögliche Aufgabe! Sie ist den Autoren gelungen. Sie führen den biologisch Interessierten von den Grundlagen bis zu den neuesten Erkenntnissen ohne magistrale Trockenheit durch das Wunderland von Architektur und Funktion der Zelle. Im Unterschied zu «Multi-Autoren-Büchern» ist diesem Buch ein Grundtenor eigen, welcher die Liebe der beiden Autoren zum Mikrokosmos «Zelle» spiegelt. Dank dieser Gesamtschau kommen sowohl Gemeinsamkeiten als auch grundlegende Unterschiede zwischen einzelnen Zelltypen eindrücklich zur Geltung. Anhand von Beispielen erhält der Leser Einblick in die 1001 Arten der Natur, sich des Prinzips «Zelle» zu bedienen. Sinn – respektive Unsinn bis Gefahr – von Grundlagen verschiedener Lebensvorgänge einzelner Zelltypen werden durch Vergleiche deutlich

gemacht, so z. B. sexuelle versus asexuelle Fortpflanzung, Photosynthese versus Zuckerabbau für die Energiegewinnung. Biologische Vergleiche zwischen einfachen und hochorganisierten Zellen illustrieren mehrfach den grundlegenden Vorgang der Evolution. Auf generell mit der Evolution auftretende «Luxuseinrichtungen» – z. B. das Wachstum von «stummer», nicht exprimierter Genmasse – wird entsprechend der intensiven Forschung auf diesem Gebiet genau eingegangen. Philosophische Randbemerkungen zu Teleologie biologischer Vorgänge machen die Lektüre attraktiv. Reichhaltige Illustrationen mit klaren Schemata und technisch hervorragenden – vorwiegend elektronenmikroskopischen – Aufnahmen machen außerdem das Buch zum Kunst-Bilder-Lehrbuch.

Der Inhalt ist klar in einzelne Kapitel gegliedert, in denen Morphologie, Funktion und biochemische Abläufe beschrieben werden. In separaten «Boxen» werden für den speziell interessierten Leser genauere Angaben, vor allem über Biochemie und Technik, zu den einzelnen Themen gegeben.

Ein größerer erster Teil ist dem Leben und Überleben der einzelnen Zelle gewidmet. Obschon vorwiegend einzellige Organismen als Modelle für das Verständnis der Zelle als Einheit herangezogen werden, sind auch Übergänge zur Vielzelligkeit – als Ausdruck zeitweise «sozialen» Verhaltens einzelner Zellen – angeführt, als Beispiel für die Unzulänglichkeit unserer Einteilungen, z. B. in «Einzeller» und «Vielzeller». – Von den Grundkenntnissen und deren Geschichte ausgehend, wird die Entwicklung bis zum neuesten Stand der Erkenntnisse beschrieben. Ein ausführliches Kapitel über Molekularbiologie macht den Leser mit dem heutigen Stand des Wissens, mit den Methoden zur Isolierung und Klonierung von Genen und ihrer Verwendung für unlimitierte Synthese von Proteinen und Proteinwirkstoffen vertraut.

Ein zweiter Teil befaßt sich mit spezialisierten Funktionen von Zellen höherer Lebewesen. Anhand von Beispielen – eine umfassende Bewertung wäre im Rahmen des Buches nicht möglich gewesen – wird gezeigt, welche Vielfalt von Funktionen, z. B. «Kontraktilität», spezifische Antikörperbildung, Wahrnehmung von Signalen u. a. die Zelle entwickeln kann. Es wird auch – mit etwas zu wenig Nachdruck – darauf hingewiesen, wie dürftig unsere Kenntnisse über Differenzierungsvorgänge sind, verglichen mit unserem Wissen über deren Resultat, d. h. der Morphologie und Funktion reifer, differenzierter Zellen oder Gewebe.

In einem dritten Teil werden ontogenetische Aspekte besprochen. Die Welt, in welcher das höhere Lebewesen mit seiner biologischen Fragilität

nicht im Zentrum steht, wird für das Verständnis großer Zusammenhänge anhand interessanter Resultate der Urzeitforschung beschrieben.

Ein letzter Teil orientiert über die wichtigsten, heute gebräuchlichen Techniken in der Zellbiologie. – Jedes Kapitel endet mit einer – nicht zu ausführlichen, deshalb brauchbaren – Bibliographie.

In den 474 Seiten (von denen ca. 30 % Abbildungen sind) ist enorm viel Information untergebracht. Für den Leser ohne Vorkenntnisse ist sie stellenweise zu komprimiert. Es besteht eine Informationslücke zwischen den allgemein verständlichen Einführungen zu den einzelnen Kapiteln einerseits und dem unvermittelten Einstieg in biochemische Einzelheiten anderseits. Ohne Vorkenntnisse sind letztere zum Teil schwer verständlich. Entsprechend richtet sich das Buch eher an die höheren Semester, auch Fortgeschrittene, die infolge zellbiologischer Spezialisierung die Gesamtschau verloren haben, oder Botaniker, Zoologen und Mediziner, denen infolge der Gesamtschau die «Zelle» als Ort physiologischer, pathophysiologischer und pharmakodynamischer Vorgänge fremd geworden ist. Dem Anfänger in Biologie empfiehlt es sich, ein entsprechendes Biochemie-Kompendium zur Seite zu haben.

Ein Buch über die «ganze Zelle» ist heute besonders erwünscht. Dem heutigen Trend, den Erkenntnissen über genetische Steuerung der Lebensvorgänge «Wahrheit» zuzusprechen, wirkt es entgegen. Das Buch behandelt alle Lebensvorgänge der Zelle mit gleicher Wertung, und erinnert daran, daß das Wunder «Zelle» durch den zentralen «DNA-computer» nur zu einem kleinen Teil erklärt ist. Catherine Nissen-Druey

Hans-Heino Ingendoh, *Zur Geschichte des Apothekenwesens auf dem Gebiet des Herzogtums Berg. Von den Anfängen bis zur Einführung der Personalkonzession im Jahre 1894* (Quellen und Studien zur Geschichte der Pharmazie, Band 30), 1985. XII, 685 S., 70 Abb., DM 58,–.

Rechtzeitig zum 20. Jahrestag der Eröffnung des Marburger Institutes für Geschichte der Pharmazie (1965–1985) kam als Band 30 der «Quellen und Studien zur Pharmaziegeschichte» die umfangreiche Dissertation von Hans-Heino Ingendoh im Deutschen Apotheker-Verlag heraus.

Nachdem über Düsseldorf, der Hauptstadt des alten Herzogtums Berg (hauptsächlich rechtsrheinischer Teil des Bundeslandes Nordrhein-Westfalen), bereits eine apothekengeschichtliche Untersuchung vorliegt – Julius Broering, 1940 – galt das Interesse des Autors den vielen Apotheken in den Kleinstädten und auf dem Lande.

Der Teil I bringt einen kurzen Überblick über die wechselvolle Geschichte des Herzogtums. Nach einer mehrheitlich kontinuierlichen Entfaltung bekamen die Einwohner während der sogenannten Franzosenzeit (1806–1813) die direkte «Kaiserliche Herrschaft» zu spüren. Ihr folgte dann die preußische Zeit. – Der Teil II beschreibt den Verlauf – entsprechend der geschichtlichen Entwicklung – der Einrichtung und Ausweitung der Medizinalverwaltung. Eine provisorische Medizinalverordnung von 1809 lehnte sich z. B. an das Napoleonische Dekret von 1808 an. Der Schluß des zweiten Teils handelt von Apothekerausbildung, Arzneibüchern und – Taxen, vom Apothekereid und vom im Jahre 1708 gegründeten *Collegium Medicum.*

Den weitaus größten Raum dieser Dissertation nehmen die einzelnen Apotheken im besprochenen Gebiet ein, deren Geschichte mit wissenschaftlicher Akribie beschrieben wird. Professor Dr. R. Schmitz, Vorsteher des Institutes für Geschichte der Pharmazie an der Philipps-Universität Marburg/Lahn (BRD), meint in seinem Geleitwort (S. XII): «Wir haben hier eine wahre Fundgrube von Daten und Namen, neuen Erkenntnissen, Richtigstellungen bei Geschlechterfolgen und den wirtschaftlichen Gegebenheiten sowie für Bildmaterial vor uns.» Der Anhang bringt verschiedene Medizinalverordnungen mit Reproduktion der Originaltitel; das Quellenverzeichnis, eine umfangreiche Sekundärliteratur und schließlich das Namensregister.

Hans-Rudolf Fehlmann

Ilse Jahn, Rolf Löther und Konrad Senglaub, *Geschichte der Biologie.* Theorien, Methoden, Institutionen, Kurzbiographien. 2., durchgesehene Auflage 1985. 864 S., 152 Abb. im Text und 140 Porträts. Gustav Fischer, Jena/Fischer, Stuttgart. DM 62,–.

Daß von diesem Werk nach drei Jahren bereits eine neue Auflage erscheint, spricht für das Interesse, dem das Buch begegnet ist. Wir verweisen auf die ausführliche Besprechung in Bd. *41,* (1984) 354–356 unserer Zeitschrift. Soviel unsere Durchsicht ergibt, sind die dort aufgezählten Fehler, speziell in den Kurzbiographien von Forschern, in dieser 2. Auflage stehen geblieben. Auch unsere Vorbehalte zur ideologischen Ausrichtung des Buches bleiben bestehen.

Carl Haffter

Cornelia Kohlhaas-Christ, *Zur Geschichte des Apothekenwesens in Hamburg von den Anfängen bis zum Erlaß der Medizinalverordnung von 1818.* Mit einem Geleitwort von R. Schmitz (Quellen und Studien zur Geschichte der Pharmazie, Bd. 29). Deutscher Apotheker Verlag, Stuttgart 1985. IV, 279 S., 10 Abb., 3 Tabellen, DM 35,–.

Die vorliegende Dissertation der «Marburger Schule» analysiert und interpretiert die bislang nur lückenhaft dargestellte Apothekengeschichte Hamburgs von den Anfängen bis zum Erlaß der Medizinalordnung von 1818.

Da im deutschen Apothekenwesen und seiner Rechtsorganisation ein erheblicher Unterschied zwischen Süd und Nord besteht, für den die norddeutschen hansischen Ratsapotheken signifikant erscheinen, die städtisches und damit Gemeindeeigentum waren, kommt der Untersuchung mehr als nur lokale Bedeutung zu.

Das zentrale Thema ist die 1472 gegründete und bis 1732 bestehende Ratsapotheke mit ihren Infrastrukturen, die etliche für die Hansestadt Hamburg spezifische Merkmale aufweisen. Untersucht und dargelegt werden der Zeitraum und die Bedingungen, unter denen sich die Spezialisierung dieses städtischen Großhandelsunternehmens «Ratsapotheke» in eine Medizinalanstalt vollzog. Hierbei wurden die spezifischen administrativen Regelungen für die Ratsapotheke, einschließlich Apothekereid, herausgearbeitet. Vier privilegierte Apotheken ergänzen das Bild der Stadt, die sich nur unzureichend einer umfassenden Regelung des Medizinalwesens widmete. Diesen Mangel zeigt besonders deutlich die Niederlassungs- und Gewerbefreiheit im Jahre 1724, mit der die Stadt jegliche Kontrolle über das Apothekenwesen verlor. Erst der Erlaß der Medizinalordnung von 1818 schuf geeignete Konturen und beseitigte gravierende Mißstände.

Zum besseren Verständnis der politischen Struktur und Handlungsweise der Stadtrepublik erfolgte eine Interpretation des historisch bedeutsamen Umfelds. Erwähnung finden u. a. die «Pharmacopoea Hamburgensis correcta et aucta» (1681), bei der es sich nicht um ein amtliches Vorschriftenbuch, sondern um den Entwurf einer Medizinalordnung handelt, oder das «Dispensatorium Hamburgense» (1716) das Jakob Kalde, das nie offiziellen Charakter erreichte. – Ein Spezialteil der Arbeit widmet sich den Apotheken Hamburgs und den Apothekern als Arzneimittellieferanten der Armen im ausgehenden 18. Jahrhundert.

Eine im wesentlichen auf Quellen des Staatsarchivs Hamburg abgestützte Studie, ergänzt durch ein reichhaltiges lokalgeschichtliches Schrifttum, die als wichtiger Baustein zur Fundierung der wissenschaftlichen Basis der Apothekengeschichte beiträgt. Gottfried Schramm

Wolfgang Engels, *Zur Geschichte des Verstaatlichungsgedankens im deutschen Apothekenwesen unter besonderer Berücksichtigung der preußischen Verhältnisse und des Krankenkassenwesens im 19. Jahrhundert.* Mit einem

Geleitwort von R. Schmitz (Quellen und Studien zur Geschichte der Pharmazie, Bd. 28). Deutscher Apotheker Verlag, Stuttgart 1984. XIII, 261 S., 6 Abb. DM 44,–.

Durch die gesamte abendländische Pharmazie ziehen sich Ideen und Konzepte, die Apotheke als Organ des öffentlichen Gesundheitswesens staatlich zu administrieren. In einer fleißigen Untersuchung vermittelt der Autor einen Überblick zu dem Spezialthema des Verstaatlichungsgedankens der Apotheke. Einbezogen wird das Spannungsfeld wechselnder politischer und sozioökonomischer Situationen deutscher Geschichte. Zur Behandlung gelangen staatsmedizinische Bestrebungen im Absolutismus mit dem Musterbeispiel der Apothekenverstaatlichung im Herzogtum Braunschweig in der Zeit zwischen 1750 und 1770, die mit totalem Fiasko für den Fiscus endete, ferner Alternativen zur privatwirtschaftlichen öffentlichen Apotheke am Modell der Staats- und Gemeindeapotheke. Untersucht wurde zudem der Einfluß der Sozialgesetzgebung und des Krankenkassenwesens auf die Preußische und spätere Reichsgesetzgebung im Bismarckschen Parlament. Ausführungen über die Sozialdemokratie und das Apothekenwesen schließen Schwerpunkte sozialdemokratischer Gesundheitspolitik im 19. Jahrhundert mit Verstaatlichungsvorschlägen für Apotheken (1878 und 1891) ein. Zur Darlegung kommt das Scheitern einer reichsrechtlichen Regelung, doch zeichnet der Autor den gesetzlichen Werdegang zur Einführung des «Gemischten Systems» mit dem Novum der Personalkonzession auf. – Die verdienstvolle Dissertation dokumentiert Zusammenhänge zwischen öffentlichem Gesundheitswesen und pharmazeutischer Berufspolitik im 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts und stellt eine nützliche Bereicherung des Schrifttums pharmazeutischer Standesgeschichte dar.

Gottfried Schramm

Theodor Wagner-Jauregg, *Mein Lebensweg als bioorganischer Chemiker.* Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft, Stuttgart 1985 (= Große Naturforscher, Bd. 46). 94 S.

Vorliegende Lebenserinnerungen Theodor Wagner-Jaureggs, des 1903 in Wien geborenen Sohnes des damaligen Vorstands der Wiener Universitätsklinik für Psychiatrie und Neurologie, Professor Dr. Julius Wagner-Jauregg, liefert durch eine bemerkenswerte Fülle biographischen Materials, das nach Lebensstationen gegliedert ist, vielseitige Einblicke in die stürmische Entwicklung der organischen, biologischen und therapeutischen Chemie des 20. Jahrhunderts.

Die im Alter von 76 Jahren vorgenommene Niederschrift genealogischer, wissenschaftlicher und gesellschaftlicher Erinnerungen ist kein Skelett ohne Fleisch. Die Kindheit des Autors in «Hernals», Schuljahre in der Josefstadt, Studienzeit an der Wiener Universität 1921/23, München 1923/26, an der ETH in Zürich 1926/30, das Leben in Zürich, Heidelberg 1930/36, das Leben in Heidelberg, die Arbeit am Chemotherapeutischen Forschungsinstitut «Georg Speyer Haus» in Frankfurt am Main 1936/48, in den USA 1948/55 und in Zofingen/Aargau bis heute liefern eine beachtliche Anzahl von Namen, die Bedeutung erlangten und in die Geschichte eingingen (Julius Wagner-Jauregg, Richard Willstätter, Richard Kuhn, Paul György, Taddäus Reichstein, Ernst Boehringer, Hermann Mark, Alexander von Muralt usw.). Ein lebendiger Rückblick auf Entwicklungstendenzen moderner Chemie- und Arzneimittelgeschichte, der persönliche Eindrücke aus Österreich, der Schweiz, Deutschland und den USA einbezieht und gleichsam als Bilanz eines Lebens Rechnung legt. Nichts Menschliches scheint fremd.

In diesem Sinne dürfte das vorliegende Büchlein nicht nur für den Naturwissenschafts-, Pharmazie- und Medizinhistoriker, sondern auch für den Laien von Interesse sein. Gottfried Schramm

Das Ritterbild in Mittelalter und Renaissance. Studia Humaniora (Düsseldorfer Studien zu Mittelalter und Renaissance, Bd. 1). 192 S. DM 38,–.

Der Band enthält Vorträge einer Ringvorlesung über das Thema «Ritterbild», veranstaltet im Wintersemester 1982/83 vom Forschungsinstitut für Mittelalter und Renaissance an der Universität Düsseldorf. Unter den allgemein-historischen Themen seien besonders die Kreuzzüge und die Gegenüberstellung von abendländischen und islamischen Rittern erwähnt sowie die Entstehung und Nachwirkung der Gestalt des Don Quijote von Cervantes. Von spezifisch medizinhistorischem Inhalt sind zwei Beiträge zu nennen: Hans Schadewaldt behandelte im Anschluß an das Motiv der höfischen Minne den Morbus amatorius und die Herleitung des Begriffs von der Antike bis zum 19. Jahrhundert. Er hat das reizvolle Thema bekanntlich durch Frau Giedke als Dissertation bearbeiten lassen (vgl. unsere Rezension in Gesnerus *41* [1984] 164). Peter Wunderli widmet seine Studie «Rolandus epilepticus» der Frage, ob die notorischen Wutausbrüche des Helden – der rasende Roland, Orlando furioso – als Symptom einer Epilepsie aufgefaßt werden können, eines Morbus sacer, der ja sowohl als Gottesstrafe, aber auch als Zeichen göttlicher Erwählung galt. Das gut ausgestattete Buch ist ein schönes Erzeugnis einer wertvollen Institution. Carl Haffter

Katharina Rutschky, *Deutsche Kinder-Chronik.* Wunsch- und Schreckensbilder aus vier Jahrhunderten. Ex Libris, Zürich 1984. 824 S., zahlreiche Abb.

Das Buch enthält eine reichhaltige Auswahl von autobiographischen Texten, weit mehr als die bekannten Lebenserinnerungen von Thomas Platter, Felix Dahn, Johanna Schopenhauer. Dies wird ergänzt durch Äußerungen von Erwachsenen über Kinderpflege und -kleidung, pädagogische Auffassungen, behördliche Verfügungen. Unter den spektakulärsten Dokumenten seien zitiert die Zeitungsmeldung von 1724, wonach bei der Exekution eines Zigeuner-Raubgesindels 16 Weiber zwischen 14 und 96 Jahren an Bäume gehangen wurden, worauf des Herrn Markgrafen Hochfürstliche Durchlaucht die Kinder in die benachbarten Städtlein zum Auferziehen verteilen ließ. Und als Kontrast dazu das untertänige Gesuch Goethes an Herzog Karl August um Legitimation seines natürlichen Sohnes August, beantwortet dadurch, daß der von Goethische Sohn per Rescriptum in Gnaden vom Gebrechen seiner Geburt befreit (und erbberechtigt) wird. Besonders wertvoll ist die 20 Seiten umfassende Einleitung zu diesem Buch; sie ist weit mehr als ein Vorwort, vielmehr eine gescheite Auseinandersetzung mit den neueren Autoren, die über den Stellenwert der Kindheit und die Erziehung geschrieben haben. Die Autorin bekennt sich zu den Positionen von Philipp Aries und Norbert Elias, wirbt für den «unentdeckten Kindheitsforscher» Walter Benjamin und äußert sich kritisch gegenüber den «Psychohistorikern» Lloyd de Mause und Alice Miller. Sie bekämpft letztere als Neuauflage einer spekulierenden und moralisierenden Beschäftigung mit dem Kind im Gefolge von Rousseau, von der sie sich freihalten will, ohne zu ignorieren, daß sie selbst Kind ihrer Zeit ist und nur ein Stück der ewig davonlaufenden Wahrheit fassen kann: «Die Kinder-Chronik ist das Ergebnis meiner subjektiven und leidenschaftlichen Lektüre». Zu diesem Ergebnis kann man ihr nur gratulieren.

Carl Haffter

Wolfgang Jacob, *Vorschlag zur Gründung von Leibniz-Akademien.* Lambert Schneider, Heidelberg 1983. 47 S. DM 24,–.

Leibniz-Akademien sind nicht zu verstehen wie etwa eine Paracelsus-Gesellschaft oder eine Schelling-Tagung. Vielmehr geht es darum, *im Sinne von Leibniz* Akademien zu gründen. Dieser konnte ja 1700 die Preußische Societät zu Berlin gründen und präsidieren. Sie kam erst später, unter Friedrich dem Großen, richtig in Schwung. Leibniz hat jedoch Entwürfe für die Gründung von Akademien an andern Orten ausgearbeitet, die viel weiter

gingen als nur die selbstgenügsame Pflege der Wissenschaft. Er dachte an «die Vermehrung der Wissenschaften und Künste zum gemeinen Besten». Seine Akademien sollten nicht nur die Grenzen der Fächer überschreiten, sondern auch die Landesgrenzen. Er träumte von einer Verbindung dieser neuen Kunst des Wissens und Handelns über den gesamten europäischen Kulturraum hinweg bis hin nach Moskau und China. Diese Ideen wurden dann bekanntlich von Kant wiederaufgenommen, der in seiner Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht eine Art von Weltregierung voraussah. Jacob sieht die Zeit gekommen, in welcher diese philosophischen Zukunftspläne verwirklicht werden müssen, vor allem zur Verhinderung neuer Weltkriege. Diese Ökologie mit planetarischen Dimensionen muß geistig vorbereitet werden. Darauf hinaus geht sein Plan der Gründung von Leibniz-Akademien. Es ist zu hoffen, daß der Autor damit Anklang findet. Wir erlauben uns immerhin die Bemerkung, daß diese Benennung etwas weit hergeholt erscheint. Ob solche geistigen Zentren und Anregungen zustande kommen, hängt nicht von ihrer historischen Begründung ab; es kann ebensogut ganz anders genannt werden (wie etwa der Club of Rome oder seinerzeit die Oxford-Bewegung). Allerdings: daß etwas geschehen muß, daß vielerlei derartiges geschehen muß, das ist bitter notwendig.

Carl Haffter

Heinrich Jäckli, *Zeitmaßstäbe der Erdgeschichte. Geologisches Geschehen in unserer Zeit.* Birkhäuser, Basel. 149 S., zahlreiche Abb.

Ein geologisches Sachbuch für den interessierten Laien, das ich als Mediziner und Zeitgenosse mit nicht nachlassender Spannung las und wieder lese und nachschlage. Es zeichnet sich aus durch einen didaktisch außerordentlich glücklichen Aufbau. Der Verfasser setzt zunächst ein bei sichtbaren und erlebbaren Phänomenen, wie Gletschern, Bergstürzen, Erdbeben, Vulkanen, meist solchen der Schweiz oder Europas. Davon ausgehend, wird die Erdgeschichte erzählt. Dabei weitet sich der Blick auf globale Ereignisse, wie die Kontinentalverschiebungen, die Eiszeiten, und in die zeitlichen Räume der Vorgeschichte. Die Chronologie führt der Verfasser vor Augen durch 9 Zeitbänder, deren erstes vom Urknall bis heute reicht, jedes weitere dann den letzten Zeitabschnitt um eine Zehnerpotenz vergrößert, bis auf diesem großartigen Hintergrund dann auch summarisch Flora, Fauna und die Evolution der Arten erscheinen. Was vor wenigen Jahrzehnten noch kaum in einem solchen Sachbuch zu finden war, sind die nachdenklich stimmenden Abschnitte über Veränderungen der Erdgestalt durch mensch-

liche Eingriffe. Ein Glossar erklärt die Fachausdrücke. Die Auswahl der zahlreichen Abbildungen entspricht dem hohen Niveau des ganzen Buches. Alles in allem ein bereicherndes und begeisterndes Werk. Carl Haffter

Willy E. J. Schneidrzik, *Die richtige Arznei. Ein Ratgeber für den kritischen Patienten.* Lübbe, Bergisch Gladbach. 352 S.

Von den beliebten älteren «Doktorbüchern» unterscheidet sich diese Schrift dadurch, daß auf Kapitel wie «Bau und Funktion des Organismus» und entsprechende Abbildungen verzichtet wird. Das Buch verspricht zu vermitteln «alles, was Sie bei gesundheitlichen Beschwerden und Erkrankungen wissen müssen – vom bewährten Hausmittel bis zum unverzichtbaren Medikament». Es wird also Gewicht darauf gelegt, zu unterscheiden zwischen jenen Beschwerden, gegen die man selbst mit sogenannten natürlichen Maßnahmen oder harmlosen Präparaten etwas unternehmen kann, und solchen Symptomen, die unbedingt nach ärztlicher Hilfe rufen. Der Autor bringt also ebensowohl jedesmal eine Rubrik «Risiken der Nichtbehandlung» wie Hinweise auf eventuelle Nebenwirkungen. Das Buch entspricht sicher einem Bedürfnis und belehrt auf interessante und humorvolle Art. Es kann wärmstens empfohlen werden. Carl Haffter

Thomas Haug, *Friedrich August Flückiger (1828–1894): Leben und Werk.* Mit einem Geleitwort von Rudolf Schmitz. Deutscher Apotheker-Verlag, Stuttgart 1985 (Quellen und Studien zur Geschichte der Pharmazie, Bd. 32).

Originaire de Langenthal, d'abord pharmacien d'officine à Burgdorf puis responsable de la «Staatsapotheke de Berne», Friedrich August Flückiger devient professeur de pharmacognosie et de chimie pharmaceutique à l'Université de Berne, puis, devant les difficultés à faire accepter en Suisse un enseignement de la pharmacie de haut niveau, il accepte le poste de directeur de l'Institut de Pharmacie de Strasbourg. Par ses nombreuses publications, et en particulier ses ouvrages «Pharmacographia» et «Lehrbuch der Pharmakognosie», Flückiger est considéré comme le fondateur de la pharmacognosie. La fin de sa vie, avec de multiples distinctions et plusieurs plantes baptisées de son nom consacre la réputation de ce chercheur de talent.

De nombreux travaux existaient déjà qui traitaient de Flückiger mais Thomas Haug, l'auteur de cette thèse, a trouvé de nouvelles sources pour étudier sa vie, sa personnalité et son œuvre scientifique. Il s'appuie en particulier sur la riche correspondance que Flückiger a entretenue tant avec

sa famille qu'avec ses collègues pour cerner la personnalité du grand homme et tracer son portrait: plutôt avare, Flückiger est un personnage renfermé et insatisfait, toujours désireux d'améliorer la situation dans laquelle il se trouve. C'est aussi un libéral qui supporte mal le régime politique de l'Allemagne du Kaiser.

Outre l'intérêt de la biographie, on peut dégager de cette thèse plusieurs éléments qui éclairent l'exercice de la pharmacie en cette fin de 19e siècle: le lien étroit – bien lâche aujourd'hui – entre la pharmacie scientifique et la pharmacie d'officine, perceptible avant tout dans les écrits de Flückiger sur l'élaboration des pharmacopées, ou encore la liaison étroite à cette époque entre la nature et la thérapeutique. Haug analyse finement aussi les mécanismes qui font d'un chercheur un personnage reconnu, comment se crée une réputation scientifique, et il montre de quelle manière quelques personnalités isolées, mais qui marquent par leur intelligence, font avancer une discipline scientifique. Dans ce livre remarquable, vivant, bien écrit, auquel on ne reprochera que de ne pas avoir porté une plus grande attention à l'œuvre de Flückiger en histoire de la pharmacie, Thomas Haug rompt avec le genre biographique d'antan et analyse l'œuvre scientifique sous l'éclairage de la vie et du caractère du personnage; voilà une biographie scientifique nouvelle et bien belle. François Ledermann

Adressen der Rezensenten

Prof. Dr. med. h. c. mult. Erwin H. Ackerknecht, Ottikerstraße 42, CH-8006 Zürich
PD Dr. phil. Heinz Balmer, Medizinhistorisches Institut, Rämistraße 71, CH-8006 Zürich
Dr. phil. Jean Druey, Schnitterweg 52, CH-4125 Riehen
Frau Dr. med. Cécile Ernst, Postfach 68, CH-8029 Zürich
Dr. phil. Hans-Rudolf Fehlmann, Schloßapotheke, CH-5103 Wildegg
Prof. Dr. med. Carl Haffter, Petersgasse 50, CH-4051 Basel
Prof. Dr. phil. Heinz Haffter, Sträulistraße 4, CH-8400 Winterthur
Frau Dr. med. Vera Koelbing-Waldis, Loostraße 19, CH-8803 Rüschlikon
Dr. pharm. François Ledermann, Schloßapotheke, Könizstraße 3, CH-3008 Bern 21
Frau Dr. med. Ingrid Müller-Landgraf, Medizinhistorisches Institut, Bühlstraße 26, CH-3012 Bern
Frau Dr. med. Catherine Nissen-Druey, ZLF, Kantonsspital, CH-4031 Basel
Dr. sc. nat. Dr. phil. Gottfried Schramm, Waidspital, Tièchestraße 99, CH-8037 Zürich
Frau Dr. med. Antoinette Stettler, Kirchfeldstraße 55, CH-3006 Bern
Dr. med. Konrad Wolff, Lange Gasse 34, CH-4102 Binningen